

Eugen Drewermann

Angst und Schuld in der jahwistischen Sündenfallerzählung (Gn 3, 1–5)

Vorbemerkung: Der nachstehende Aufsatz ist ein stark gekürzter und vereinfachter Auszug aus einer dreibändigen Arbeit des Autors, die 1976 im Verlag Schöningh Paderborn erscheint und den Titel trägt: «Strukturen des Bösen. Die jahwistische Urgeschichte in exegetischer, psychoanalytischer und philosophischer Sicht».

«Die folgende Erzählung hat durch ihre Meisterschaft in der psychologischen Schilderung stets das Entzücken feinfühligler Leser erregt: in den wenigen Worten und Handlungen, die er seinen Personen zuschreibt, versteht es der Erzähler, sie im Innersten deutlich zu machen» (Gunkel 16). Wenn das stimmt, dann kann eine Auslegung, die sich nicht bemüht, die zwischen den Zeilen geschilderten Gefühle und Stimmungen, die Gründe und Motive, die Wirkungen und Folgen des Gesagten zu berücksichtigen und herauszustellen, dem Text nicht gerecht werden. Die Absicht der nachstehenden Untersuchung ist es, dies zu tun und damit die Frage zu beantworten, worin J den Ursprung der menschlichen Verfehlung sieht.

Gn 3, 1a

«Die Schlange aber war listiger als alles Lebendige des Feldes, das Jahwe der Gott gemacht hatte» (nach Buber). Wir können zwar vermuten, was traditionsgeschichtlich hinter dem Auftreten der Schlange steht; aber für J muß es bei dem bleiben, was Westermann feststellt: «Die Funktion der Schlange ist aus der Struktur der Erzählung zu entnehmen» (324). Da erfahren wir als erstes, daß die Schlange listig ist (rwm). Das ist nun doch ein erster Hinweis. Das Folgende, heißt das, muß man unter dem Blickwinkel der List lesen. Der Ausdruck ist rein funktional auf die Art und Weise zu beziehen, in der die Schlange vorgeht; alle Überlegungen, was sie an sich listig machen könnte (z.B. daß sie, wie im Gilgamesch-Epos, ihre Haut wechselt) sind fehl am Platze. «Listig» meint hier «doppeldeutig» (E. Haag 54), nichts weiter. Wenn in der Schlange J solch ein märchenhaftes Bild für die

Herkunft des Bösen gebraucht, dann offenbar, um das unlösbare Rätsel des Bösen stehen zu lassen. J kann und will nicht eine Erklärung des Bösen geben, wenngleich er sich dabei im Bild der Schlange vermutlich an tradierte Vorstellungen anlehnt, was das Böse sei – etwa der Fruchtbarkeitskult Kanaans mit seiner Vergötterung der Kräfte der Natur. In diesem Sinne könnte man den Nachsatz verstehen, mit dem J die Schlange in die Erzählung einführt: sie sei, man könnte hinzufügen, *nur* eines der Tiere, «die Jahwe der Gott gemacht hat», gerade also nicht, wie es das Schlangemotiv nahelegen könnte, eine selbständige Macht. Damit wird allerdings zugleich in aller Verbaltheit auch eine Art von Theologie des Bösen gegeben. Wir wissen ja, wieviel Unheil durch die Schlange über die Menschen kommen wird, wieviel Leid und Schmerzen die Schlange mit ihrer «List» über sie bringen wird. Und da wird nun gleich in der Eröffnung wie zur Beseitigung, wie ein vorweggenommener Trost, fast unhörbar, in aller Vorsicht, in einem Nebensatz, mitangemerkt: das Wesen, von dem das Unheil ausgeht, ist und bleibt ein Geschöpf Gottes; alles, was sich jetzt ereignet, so furchtbar es auch sein mag, wird in den Händen Gottes bleiben.

Gn 3, 1b

«Da sprach die Schlange zum Weib». Der Spruch, der das Nattergift der List den Menschen injizieren wird, wird ausgesprochen. Er lautet: «Hat denn Gott wirklich gesagt: *Esst* nicht von allen Bäumen des Gartens?» Man muß sich klarmachen, nicht nur was die Schlange sagt, sondern mehr noch, was hier geschieht. Scheinbar fragt ja die Schlange nur nach einem Gottesgebot, wie um sich zu erkundigen. Alles ist völlig harmlos – anscheinend (vgl. Zimmerli 152–153). Irgendwie gibt die Schlange vor, interessiert zu sein an dem, was Gott gesagt hat. Sie greift es auf; aber zugleich verfälscht sie es auch und verwandelt es in sein Gegenteil. Gott hatte ausdrücklich gesagt (Gn 2, 16b. 17): «Von allen Bäumen des Gartens essen, ja essen darfst du; nur von dem Baum der Erkenntnis von Gut und Böse, von dem darfst du nicht essen. Denn am Tage, da du davon ißt, sterben, ja sterben mußt du» (nach Buber). Auf dieses Gebot bezieht sich die Schlange. Aber sie verdreht es so, daß sie Freigabe und Verbot miteinander vermischt und die Grenzen zwischen Chance und Einschränkung zweideutig macht; und sie erreicht damit, daß das Bild Gottes selbst ins Zwielflicht gerät und man nicht mehr weiß, ob Gott den Menschen mit seinem Wort Möglichkeiten eröffnen oder nehmen will. «Nur von einem Baum dürft ihr nicht essen», daraus macht sie: «Ihr dürft ja wohl von keinem Baum des Gartens

essen». Aus: «Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen», macht sie: «Nicht von allen Bäumen des Gartens darfst du essen.» D.h., sie gestaltet es mit ihrer Frage so, als ob es eine Freigabe des Gartens gar nicht gegeben hätte. als wenn alles überschattet würde von dem einen Verbot und dieses alles Erlaubte wegweisen würde. Ihre Frage suggeriert eine Ungeheuerlichkeit: daß Gott vielleicht ein so grausamer Despot ist, der einen prächtigen Garten schafft und den Menschen dort hineinsetzt, und daß er ihm dann Tantalusqualen zumutet, indem er ihm verbietet, zuzulangen und die Dinge zu genießen, die er vor sich sieht.

Mit Recht hat man die Frage der Schlange eine Übertreibung genannt, aber die Schlange übertreibt doch wohl nicht nur, um der Frau die Möglichkeit zu geben, in ihrer Antwort «recht zu haben» (Zimmerli 153; Morant 168; v. Rad 71; 9, 62); vielmehr sieht Gunkel völlig richtig: «Sie (sc. die Schlange) übertreibt Gottes Verbot ... aufs stärkste und tut, als sei sie befremdet über solche Härte... So schmeichelt sie sich durch vorgebliche Teilnahme ein und sät Mißtrauen und Argwohn in das Herz des arglosen Weibes» (16). Gerade so ist es. Indem die Schlange ein unerträgliches Bild von Gott und seinem Verbot an die Wand malt, erreicht sie es, daß selbst dieses eine Gebot unerträglich und fragwürdig werden muß, wie Gott selbst, der es erlassen hat. Es wird jetzt klar, worin die «List» der Schlange liegt: sie spielt mit einer phantasierten Möglichkeit, und sie stellt diese Möglichkeit der Phantasie neben das Wort Gottes selbst. Und es läßt sich gar nicht vermeiden, daß von diesem Bild her ein Schatten selbst auf das Wort Gottes zurückfällt, an das die «Phantasie» der Schlange anknüpfen konnte.

Wenn Gott sein Verbot über alle Bäume des Gartens gelegt hätte, wäre er ein «harter Gott» (Herder, nach Gunkel 16), unverständlich grausam. Aber ist es jetzt nicht schon unverständlich und grausam, diesen einen Baum zu verbieten? Gott mitsamt seinem Verbot steht unter der Frage, ja, dem fragend geäußerten Vorwurf, ein verbietender und sinnlos quälender Gott zu sein. Und es ist jedesmal erschütternd, bei der Lektüre der Sündenfallerzählung zu sehen, welch eine furchtbare Verheerung diese Infragestellung, dieses Spiel mit dem Gedanken eines grausamen Gottes in den Herzen der Menschen anrichtet. Die Frau kann ja nicht anders, als ihrerseits diese Infragestellung Gottes zu revidieren. Sie muß zeigen, was Gott wirklich gesagt hat; sie muß auf die Seite Gottes treten und ihn gegenüber den Angriffen der Schlange in Schutz nehmen. Die einzige Chance der Frau liegt darin, zu tun, was alle Theologie tut, zu rekurrieren auf das, was Gott gesagt hat. Hier nahm die Infragestellung durch die Schlange ihren Anfang, hier muß auch die Berichtigung und Klarstellung

beginnen. Es ist aber die Frage, ob die Frau das noch vermag. Denn das Wort Gottes ist jetzt nicht mehr das selbstverständliche Gebot; Gott selber ist nicht mehr der Gott, der den Menschen im Garten «alle Bäume» zur Verfügung stellte; sondern alles ist jetzt von «Mißtrauen» (Trilling 46) durchsetzt. Was kann die Frau tun?

Gn 3, 2. 3

«Das Weib sprach zur Schlange: Von der Frucht der Bäume im Garten dürfen wir essen, aber von der Frucht des Baumes, der mitten im Garten ist, hat Gott gesprochen: Esst nicht davon und rührt nicht daran, sonst müßt ihr sterben» (nach Buber). Man kann sich nicht denken, wie sich die Frau anders verhalten sollte. Daß sie noch einmal den Gottesbefehl ausdrücklich wiederholt, kann doch nur heißen: sie möchte sich um alles in der Welt an diesen Gott und sein Gebot halten; sie will auf gar keinen Fall der Unterstellung der Schlange rechtgeben. Sie gibt und bietet eine Art erster Theologie, erster Reflexion über ein Gotteswort; daß sie dabei von «Gott», nicht von «Jahwe» spricht, bedeutet sicher nicht, wie E. Haag meint, daß «sich die Frau von Jahwe abgewandt hat und in eine rein diesseitige Religiosität abgesunken ist» (Der Mensch am Anfang, 56); im Gegenteil versucht die Frau eine Rechtfertigung Gottes, eine Abwehr der schweren Vorwürfe gegen Gott; sie unternimmt eine Art Theodizee im ursprünglichen Sinne. Alle Interpretationen, die in der Sünde des Menschen ein Erwachen zu sich selbst erblicken, übersehen, daß die bewußteste theologische Disputation nicht mehr tun kann, als die Frau hier tut, daß also die Bewußtheit wenigstens nach J offensichtlich der Sünde vorausliegt. Mit bloßem «Eifer» (so Gunkel 16; v. Rad 71; 9, 62; Morant 168) im Sinne einer harmlosen und kindlichen Unschuld hat das nichts zu tun. Wenn es wirklich richtig ist, daß die Frage der Schlange «Mißtrauen und Argwohn» in der Frau gesät hat, dann ist es unmöglich, ihre Antwort als «kindlichen Eifer», als eine Art «Unklugheit» (Morant 167) oder gar noch als im Zustand der Unbewußtheit gesprochen zu verstehen.

Immer wieder ist bemerkt worden, daß die Frau in ihrer Antwort der Übertreibung der Schlange selbst eine Übertreibung entgegenstellt: Gott habe gesagt: «rührt nicht daran». Und zurecht stellt v. Rad fest: «Es ist, als wolle sie durch diese Übertreibung sich selbst ein Gesetz geben» (71; 9,62); zurecht erkennt er darin eine «Schwäche in der Position des Weibes». Und genau so richtig sagt Westermann: «daß ein in Frage gestelltes Gebot nicht mehr ein ursprüngliches Gebot ist» (326) und fügt hinzu: «Wer ein Gebot verteidigt,

kann schon auf dem Wege sein, es zu übertreten.» Aber die Frage, die hier unbedingt gestellt werden muß, wird nicht gestellt, wie denn der Zusammenhang beschaffen ist, der hier zwischen der Verteidigung des Gebotes und seiner Übertreibung besteht. Die Wendung «kann schon auf dem Wege sein» verdeckt das Problem mehr, als daß sie es sich stellt; denn das Erschütternde, das Unheimliche an diesem Text ist doch, daß die Frau mit ihrer Antwort, wie wir unmittelbar im Folgenden sehen, schon auf dem Weg zur Übertretung ist. Ein in Frage gestelltes Gebot ist nicht mehr ein ursprüngliches Gebot; aber was hat es verändert? Was bringt die Frau dazu, sich selbst ein Gesetz zu geben und das Gebot Gottes in dieser Weise für sich zu verschärfen? Es ist eine psychologische Grundkenntnis, daß ein Gebot verschärft werden muß, wenn die Neigung sich vergrößert, es zu übertreten, daß insbesondere selbst getroffene Verschärfungen eines Gebotes «Abwehrmechanismen» (A. Freud) gegenüber latenten Wünschen darstellen.

Dies kann hier vorausgesetzt werden: durch die «Frage» der Schlange ist das Verbot Gottes in den Mittelpunkt des Interesses gerückt; zum ersten Mal ist die Möglichkeit, die bisher schlummerte, geweckt worden, gegen das Verbot Gottes zu handeln. Und damit ist zugleich auch die Möglichkeit des Todes real geworden. Ausdrücklich erinnert die Frau 3, 3b daran, und voller Absicht wird die Schlange in 3,4 diese Furcht der Frau vor der Todesdrohung Gottes aufgreifen. Dann aber ist die Spannung deutlich, die die Frau dazu treibt, das Gebot Gottes durch den Zusatz «rührt nicht daran» zu verschärfen: einerseits regt sich in ihr der Wunsch, entgegen dem Verbot Gottes zu handeln; was bisher bloß theoretisch möglich schien, wird jetzt tatsächlich eine diskutierbare praktische und des Überlegens werte Möglichkeit. Andererseits wird jetzt die Androhung der Todesstrafe (2, 17b) akut und zwingt die Frau, ihren Wunsch abzuwehren. Es ist das erste Mal, daß der Frau die Todesdrohung Gottes einflößen muß. Genau entsprechend reagiert sie. Und es kann kein Zweifel sein, daß es Angst ist, die die Frau dazu bringt, das Verbot Gottes bis dahin zu verschärfen: «Rührt nicht daran.» Es ist im Grunde eine «Versicherungsmaßnahme» (S. Freud), die die Angst beruhigen soll, etwas tun, das man insgeheim tun möchte, das man aber auf gar keinen Fall tun darf. So richtig Morant: «Sie tat es wohl in der Überzeugung, daß man sich kaum den Genuß der Frucht versagen könnte, wenn man sie schon einmal anrühren würde» (168). Es ist ein angstbesetzter Versuch, sich die Hände zu binden, die das Böse tun könnten.

Es ist dann deutlich, was die Frage der Schlange in der Frau bewirkt hat. Neben dem Mißtrauen Gott ge-

genüber ist es jetzt zutiefst Angst, was ihr Verhalten bestimmt. Darin liegt tatsächlich die «Schwäche in der Position des Weibes», daß die Frau sich wohl auf die Seite Gottes stellen möchte, aber ihr das nur noch möglich zu sein scheint in der Haltung der Angst. Die Frau, die sich mit aller Anstrengung darum bemüht, dem Gebot Gottes treu zu bleiben, tut hier ihr Äußerstes: strikte Vermeidung, «nicht einmal dran rühren» – und doch ist sie schon gerade so auf dem Weg in die Übertretung. Es ist erschütternd mit ansehen zu müssen, wie krampfhaft hier unter allen Umständen versucht wird, der Sünde auszuweichen und – man kann ruhig sagen – wie es gerade deshalb nicht mehr möglich ist, sie zu vermeiden. Die Schlange hat mit einem einzigen Satz, mit einer einzigen Frage, das Netz gespannt – und der Mensch zappelt so lange darin, bis es sich wie von selber zuzieht.

Man kann sich fragen, was die Frau tun könnte. Sie hat Gott der Schlange gegenüber in Schutz zu nehmen und zu verteidigen versucht (vgl. Morant 168). Sie hat sein Gebot wiederholt, sie hat getan, was in ihren Kräften stand. Sie konnte dem unheimlichen Zweifel nicht ausweichen, den die Schlange in sie gelegt hatte; sie konnte der Angst vor Gott nicht ausweichen, die wie von selber aus dem Zweifel aufstieg; sie hat den Zweifel bekämpft; und selbst ihre Angst vor Gott legt noch ein eindringliches Zeugnis für ihre Treue ab: sie will keinen Kontakt mit dem, was verboten ist. Und dennoch liegt bereits der ganze Zwiespalt in ihr. Denn gleichzeitig ist die Angst auch ein Zeugnis ihrer jetzt geweckten Neigung, die die Angst auf den Plan ruft und bewirkt, daß schon bei einer bloßen Annäherung an den Baum der Sog unwiderstehlich wird. Und dazwischen liegt der Schnittpunkt beider Angststrichtungen, der Gott selbst ist. Sein Bild ist jetzt im Spiegel der Angst bis dahin verzerrt worden, daß er nicht mehr als eine Hilfe gegen die Angst erscheint, sondern vielmehr als deren Quelle und Ursache in Erscheinung tritt. Dies ist das Wichtigste. Er, der wenig vorher der Ursprung und Garant des Lebens der Menschen war, erscheint jetzt als der Bedrohende und den Tod Verhängende. Hier liegt dann auch der Konfliktstoff, mit dem die Schlange sogleich ihre Arbeit fortsetzen wird: daß Gott der Frau keine Hilfe, keine Sicherheit mehr ist, daß sie sich auf die Seite eines Gottes schlägt, der sie zugleich mit dem Tode bedroht – das ist es, was die Schlange mit ihrer Infragestellung erreicht hat. Ihre «Frage» spielte mit der Vorstellung eines unerträglichen Gottes; das Ergebnis ist, daß jetzt, im Zwielficht der Angst, das Bild von Gott wirklich unerträglich geworden ist. Erst dies schafft die Voraussetzung, um zu verstehen, wieso die Schlange im nächsten Satz so fortfährt und fortfahren muß:

Gn 3, 4

«Sterben, sterben werdet ihr nicht» (Buber). «Wohl hat Eva den wachgerufenen, leisen Zweifel an Gottes Wohlwollen, der in der Frage lag, abgelehnt. Indem sie aber das Verbot in seiner ganzen Breite darlegt und sogar überspitzt, läßt sie ein Gefühl der Bitterkeit aufkommen, das ihr freudiges Ja zum Verbot trübt und ihren gläubigen Gehorsam erschwert.» So beschreibt Morant (168) die Situation der Frau, und darin ist etwas Richtiges; aber er untersucht nicht die Gründe der Frau, den Baum zum Tabu zu erklären und mit Berührungsangst zu besetzen: deshalb bleibt es bei ihm und anderen Autoren unverständlich, warum die Schlange in ihrer Antwort zunächst so großen Wert darauf legt, der Frau die Angst vor der Todesdrohung zu nehmen. Die Schlange scheint zu wissen, daß die Angst vor dem Tod allein die Frau daran hindert, das Gebot Gottes zu übertreten; sie scheint auch zu ahnen, daß hinter dieser Angst gerade diese Neigung steckt, daß aber gerade dieser Zwiespalt von latentem Wunsch und bewußter Angst Gott selbst in den Augen der Frau ins Zwielficht gebracht hat; denn in diesem Moment ist Gott für die Frau selbst eine todbringende Gewalt, von deren Seite Unheil und Gefahr droht. Und gerade in diesem Augenblick wird es der Schlange möglich, der Frau, wie einen Trost, die Versicherung zu geben: deine Angst ist überflüssig, ja gänzlich unbegründet; ihr werdet nicht sterben – das genaue Gegenteil des Gotteswortes. Was wird damit bewirkt?

Das zusätzliche Verbot, an den Baum zu rühren, hatte die Frau anscheinend Gott in den Mund gelegt; in Wahrheit muß man eher sagen: im Zustand ihrer Angst hatte sich das Bild von Gott so weit verzerrt, daß er ein solcher Gott wird und werden muß, daß er Unzumutbares gebietet. Von ihm geht kein Halt, kein Trost mehr aus, der die Angst vor ihm auffangen könnte. An der Stelle Gottes, von dem die Todesdrohung auszugehen scheint, tritt jetzt die Schlange auf und spricht den Lebenswillen der Frau an; sie übernimmt die Rolle Gottes und tut im Grunde das, was allein Gott gebührt: als schenkte sie den Menschen vor dem grausam tötenden Gott das Leben zurück, als wäre in diesem Augenblick sie und nicht mehr Gott der Ursprung des Lebens. Mag sein, daß ursprünglich einmal die Schlange ein Gegenstand des Fruchtbarkeitskultes und ein Gegenstand menschlicher Lebenshoffnung war; entscheidend ist an diesem Text, wie sie zu dieser Position kommt, wie sie die Hoffnung der Menschen von Gott wegsteht und dann sich selbst den Menschen in ihrer Hoffnungslosigkeit als neue Heilsbringerin präsentieren kann; wie sie, anders ausgedrückt, den Menschen in eine Sackgasse lockt, an deren Ende

sie dann selbst als Öffnerin des einzigen Ausweges aufzutreten vermag.

Nicht was die Schlange früher motivgeschichtlich einmal war, sondern zu wem sie hier wird, ist wichtig. «Sterben, sterben werdet ihr nicht.» Dieses Wort bringt die Frau dazu, die Schlange wie einen Retter zu erleben. Daß dieser Vorstoß gegen Gott überhaupt gewagt werden kann, zeigt schon, wohin es gekommen ist. Die Situation der Frau und ihr Verhältnis zu Gott ist jetzt so kritisch geworden, daß es plausibel wird, was die Schlange sagt: sie gibt das Leben, Gott aber ist jemand, vor dem man keine Angst zu haben braucht. Ihr braucht nicht zu sterben – dieser Satz ist ja richtig unter der Bedingung, daß die Menschen sich an das Gebot Gottes halten; die Schlange aber formuliert ihren Satz bedingungslos, und das scheint psychologisch treffsicher der Situation der Angst zu entsprechen. Es scheint, als setze die Schlange voraus, daß auch die Angst der Frau bedingungslos zu einer Angst vor Gott geworden ist, zu einer Angst zu sterben, gar nicht mehr so sehr, das Gebot zu übertreten. Das ganze Geschick der Schlange scheint darin zu liegen, daß sie zunächst gar nicht auf das Essen vom Baum zu sprechen kommt, sondern erst einmal die Todesangst der Frau beruhigt.

So sehr wie in der Angst der Frau Gott mit seiner Todesdrohung verschmolz, so generell bemächtigt sich die Schlange des Lebensdranges der Frau. So sehr die Angst die Frau von der eigentlichen Quelle des Lebens, von Gott, trennt, so total die Gefährdung der Frau erscheinen muß, so total kann jetzt die Schlange zusichern: ihr braucht nicht zu sterben – und die Bedingung fortlassen, unter der der Satz richtig ist, und gleich sofort die ursprüngliche Bedingung durch eine Gegenbehauptung ersetzen. Ihr Wort trifft so genau die innere Situation der Frau, es ist wiederum eine so gekonnte Mischung aus Richtigem und Falschem und deckt sich so meisterlich mit den Ängsten, die in der Frau aufgestanden sind, daß man das vorweggenommene Urteil des biblischen Verfassers über die Schlange nur unterstreichen kann: die Schlange ist listig, am listigsten von allem, was Jahwe der Gott an Tieren des Feldes geschaffen hatte.

Westermann bemerkt sehr richtig, daß den Worten nach die Schlange auch jetzt noch «in einer dem Menschen gegenüber freundlichen Gesinnung» (326) zu sprechen scheint, daß ihre Worte auch jetzt gerade nicht wie Versuchung aussehen, sondern wie Hilfe. Ihre List ist nur, daß sie mit ihrer harmlosen «Erkundigung» von 1b gerade die Situation schafft, für die sie und nicht mehr Gott als Helferin erscheint. Sie hat erreicht, daß sie hier als helfende Partei dem Menschen beispringen kann – gegen Gott, tatsächlich ohne daß

die Frau diese Umpolung eigentlich recht wahrzunehmen vermag. Nicht richtig ist freilich, wenn Westermann sagt, «erst an den Folgen» (326) sei die Verführung der Schlange zu erkennen. Zu erkennen ist, daß die Schlange hier ausdrücklich Gott widerspricht; daß aber dies jetzt keinen Konflikt mehr in der Frau auslöst, sondern vielmehr den Konflikt zu beenden scheint, in den die Frau durch die Worte der Schlange geraten ist, dies macht die Verführung so meisterlich, so schwer als solche durchschaubar, so zwingend in ihrer psychologischen Wirkung; vor allem, wenn die Schlange jetzt dazu ausholt, – nach allem, was geschehen ist, auch dazu ausholen kann, – die Frau über das aufzuklären, was Gott eigentlich mit seinem Gebot beabsichtigt, und damit den Widerspruch, der zwischen der Frau und Gott in der Angst aufgebrochen war, endgültig aufzureißen:

Gn 3, 5

«Sondern Gott ist bekannt, daß am Tage, da ihr davon esst, eure Augen sich klären und ihr werdet wie Gott, erkennend Gut und Böse» (Buber). Nachdem die Angst vor der Todesdrohung der Frau genommen ist, startet die Schlange jetzt ihren Generalangriff, und sie trägt ihn, wie wir gesehen haben, wohl vorbereitet vor. Nachdem sie das Strafgewitter eines tötenden Gottes im Hintergrund beseitigt hat, geht sie daran, Gott als ohnmächtig hinzustellen. Gott hat, so unterstellt die Schlange, das Gebot nur erlassen, um sich selbst zu schützen. Er bangt und zittert um seinen Thron. Er ist ein Gott, der keiner ist, sondern voll Eifersucht darüber wachen muß, daß die Menschen seine Untertanen bleiben.

Die Argumentation ist völlig überzeugend, allerdings nur unter der Voraussetzung, die wir herauszuarbeiten versuchen, daß die Frau Gott wirklich schon gar nicht mehr als Helfer und Ursprung ihres Lebens, sondern voller Angst als ihren Bedroher und Gegner betrachtet. Dann entfällt die Möglichkeit bereits, daß Gott sein Gebot so streng erließ, weil es ihm um den Menschen ging und ihm daran lag, den Menschen vor seinem eigenen Unglück zu schützen. Dann ist es treffsicher und richtig, vorauszusetzen, daß es Gott gar nicht um den Menschen zu tun war, sondern es ihm allein um sich selbst ging. Und dann selbstverständlich muß die Härte der Strafe, die Gott verhängt, mit seiner eigenen Schwäche zusammenhängen. Dann gilt, daß jemand, der derartige Strafen in Aussicht stellt und sogar mit der Todesstrafe droht, selbst Todesangst haben muß und mit der Strafe lediglich eine ihn selbst bedrohende tödliche Gefahr von sich abzuwenden sucht.

Wenn Gott so schwer bestraft, dann wird er sich zufolge dieser Logik für schwer verwundbar durch den Menschen halten müssen. Gott ist durchsicht: Mißgunst und Neid und Angst um seine Stellung waren die Motive seines Gebotes. «Nicht in eurem, sondern in eigenen Interesse hat Gott das Verbot ausgesprochen!» (Gunkel 16). Ohnmacht statt Macht, Angst vor den Menschen – statt daß die Menschen Angst vor ihm haben müßten; Neid, Eifersucht und Selbstschutz – statt Liebe, Fürsorge und Obhut. Gott und der Mensch liegen jetzt im Streit um den Besitz des gleichen Territoriums. Beide sind Gegner. Beide müssen sich bekämpfen. Ein Gott, der auf die Möglichkeiten des Menschen neidisch ist und offenbar zu seiner Selbsterhaltung auch sein muß, kann und verdient auch nur noch als Feind und Unterdrücker gesehen zu werden, auf den die Menschen gewissermaßen ein Recht haben, ihrerseits neidisch zu sein, und dem, wenn er außerdem noch seine Schwäche offenbart, ganz recht geschieht, wenn man ihn vom Thron holt.

Das dämonische Bild eines unterdrückenden und alles verbietenden Gottes, mit dem die Schlange eingangs nur zu spielen schien, ist jetzt Zug um Zug zu einer gewissen Realität geworden. Die Schritte, die dahin führten, sind von bestechender Konsequenz; Von Anfang an ließ die Schlange Gott als einen diktatorischen und grausamen Despoten erscheinen; anfangs freilich suchte und rang die Frau um die Möglichkeit, mit diesem Gott zu leben; Zweifel und Angst bedrängten sie; dann wurde die Angst von der Schlange weggenommen, sie selber präsentierte sich als Erlöser. Und nun, nachdem sie selbst den Menschen von Gott getrennt und sich selbst dem Menschen zur Seite gestellt hat, nachdem sie erreicht hat, daß sie selbst als Freund, Gott aber als der Feind der Menschen erscheint, nachdem sie also selbst sich in die Rolle Gottes eingeschmuggelt hat, kann sie die Frau dazu ermuntern, selbst gegen Gott aufzustehen, ihre Angst als überflüssig zu erkennen, ja, Gott selbst als einen ängstlichen und nur aus Schwäche handelnden Gott zu durchschauen und sich selbst als Gott gleich zu empfinden.

Gott ist entlarvt. Jetzt wird er offen abgelehnt. Der Mensch hat seine Freiheit wieder. Er hat nichts über sich zu fürchten. Er kann handeln ohne Angst und Bindung. Er hat jetzt seine Beruhigung, seinen Halt, den Grund seiner Angstfreiheit in sich. «Sterben werdet ihr nicht», und Angst zu haben braucht ihr auch nicht, denn im Grunde, so könnte man paraphrasieren, hat Gott Angst vor euch. Dies ist die letzte Folge aus den Worten der Schlange. Die unerträgliche Angst vor Gott wird damit beantwortet, daß nicht der Mensch vor Gott, sondern umgekehrt Gott vor dem

Menschen Grund hat sich zu fürchten. Damit entfallen alle Hinderungsgründe, die die Frau von dem verderblichen Schritt abhalten könnten. Das Versprechen, wie Gott zu werden, ist überzeugend auf dem Hintergrund des Gefühls, eigentlich wie Gott zu sein; nur so wird ja überhaupt das Motiv des Neids, das die Schlange Gott unterschiebt, plausibel; es überzeugt erst, wenn der Mensch sich wirklich als Konkurrent Gottes empfindet und also als jemand, der Gott ebenbürtig ist und groß genug, Gottes Neid herauszufordern. Der Eindruck des Gegeneinanders von Gott und Mensch, der sich in dem schillernden Gefühl der Angst bei der Frau aussprach, ist jetzt zu einem wirklichen Gegeneinander geworden. Der Mensch empfindet sich als Gottes Gegner. Kürzer, konsequenter und zwingender kann eine Verführung nicht erzählt werden.

In einer eindrucksvollen Darstellung hat Arthur Schopenhauer einmal (voller Empörung) einen französischen Bericht darüber wiedergegeben, wie eine Schlange ein Eichhörnchen fängt. Das Eichhörnchen holte mit Eifer Nahrung für seine Jungen im Nest, das es oben in der Astgabel eines Baumes angelegt hatte. «Bald war es wie von Furcht ergriffen, seine Bewegungen wurden unordentlich, man hätte meinen können, es wäre dauernd darauf aus gewesen, zwischen sich und gewissen Teilen des Baumes ein Hindernis aufzurichten: dann kauerte es sich wieder und verharrte unbeweglich zwischen zwei Ästen. Der Reisende hatte das Gefühl, als drohe dem unschuldigen Tier eine Gefahr... eine Ringelnatter, die ihre Augen starr auf das arme Eichhörnchen gerichtet hatte ... Das Eichhörnchen stieß einen klagenden Schrei aus, der für alle, die ihn kennen, die Nähe einer Schlange bedeutet. Es lief

ein wenig vorwärts, versuchte aufs neue umzukehren, aber näherte sich immer mehr dem Reptil. Die Ringelnatter, zur Spirale zusammengerollt, der Kopf über den Ringen schwebend und unbeweglich wie ein Stück Holz, ließ es nicht aus dem Auge. Das Eichhörnchen sprang von Ast zu Ast und kam immer weiter herab, bis es schließlich zu dem Ansatz des Stammes kam. Dann versuchte das arme Tier nicht einmal mehr der Gefahr zu entfliehen. Von einer unwiderstehlichen Macht angezogen und wie von einem Schwindelgefühl fortgerissen, stürzte es sich in den Rachen der Schlange, der sich plötzlich unmäßig weit öffnete, um es aufzunehmen.» (Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Band, 405–406 [franz.]; deutsch in: Schopenhauer, ausgew. u. eingel. v. Reinhold Schneider, 116–117).

Man kann nicht beweisen, daß J diese Fangart der Beute gemeint hat, als er die Schlange in der Versuchungsgeschichte als «listig» (rwm) bezeichnete; aber deutlich ist, daß gerade diese Fangart und List es ist, die die Frau ins Verderben stürzt; sie, die sich wenige Augenblicke zuvor noch gestäubt hatte, den verbotenen Baum auch nur anzurühren, die sich voller Angst nach Kräften gegen die Schlange zu wehren versuchte, findet am Ende keinen anderen Ausweg, ihrer Angst zu entrinnen, als der Schlange geradewegs in den Rachen zu kriechen.

Wenn Menschen sündigen, meint J, so ist es Angst, was sie zur Sünde treibt. Die Angst erhebt sich in dem, was Gott selbst geschaffen hat, und sie gehört zur Kreatürlichkeit des Menschen. Sie könnte nur beruhigt werden in Gott, entwickelt sich aber dahin, selbst Angst vor Gott zu sein. Von diesem Augenblick an ist der Mensch verloren.

Literatur:

- H. Gunkel, Genesis (Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen, ³1910; ⁸1969).
 E. Haag, Der Mensch am Anfang. Die alttestamentliche Paradiesesvorstellung nach Gn. 2–3 (Paulinus, Trier 1970).
 P. Morant, Die Anfänge der Menschheit. Eine Auslegung der ersten elf Genesis-Kapitel (Räber, Luzern ²1962).
 G. v. Rad, Das 1. Buch Moses (Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen ⁶1961; ATD 2–4 (Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen ⁹1972). Zitiert als: v. Rad 9, a b c.
 W. Trilling, Denn Staub bist du (Herder, Freiburg ²1965).
 C. Westermann, Genesis. Biblischer Kommentar, AT (Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 1969–1974).

- W. Zimmerli, 1. Mose 1–11. Die Urgeschichte (Zwingli, Züricher Bibelkommentare, Zürich-Stuttgart ³1967).
 A. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Bd., Kap. 28; Werke Bd. 3, (Brockhaus, Wiesbaden ²1949).
 A. Schopenhauer, ausgew. u. eingel. v. R. Schneider (Fischer Tb. 134, Frankfurt 1956).

EUGEN DREWERMANN

geboren 1940, Studien in Münster, Paderborn, Göttingen. Z.Zt. Studentenpfarrer. Wissenschaftlicher Schwerpunkt: das Verhältnis zwischen Psychoanalyse, philosophischer Hermeneutik und Dogmatik.